

Ruth als Gesundheitsidiot.

Die alte Regel, daß der Mensch sich nur an bedenklichen Krankheiten nicht furchten soll.

Bei den großen Choleraepidemien, die im vorigen Jahrhundert Europa heimgesucht haben, galt es immer als eins der wesentlichsten Schutzmittel, sich um die Krankheit möglichst wenig zu kümmern und sich zunächst nicht von der etwa vorhandenen Panik anstecken zu lassen. Ob ein solcher Rath einem großen inneren Verth besitzt, kann zweifelhaft sein; jedenfalls hat er den Vorzug einer ehrenden Abstinenz. Schon Sokrates äußerte zur Zeit des verheerenden Wüthens der Pest in Athen, daß Ruth ein Schutzmittel gegen die Krankheit sei. Auch die Geschichte aller späteren Epidemien hat die auffallende Thatsache gezeigt, daß die Aerzte, die fortwährend mit Kranken zu thun haben und ihr Leben scheinbar stündlich durch die Ansteckungsgefahr aufs Spiel setzen, in der Regel von der Krankheit verschont bleiben. Man hat schon gemeint, die Aerzte hätten eine Art von Berufsunmündigkeit erworben, was aber wohl kaum der Fall sein kann. Unzweifelhaft aber spielt die Energie und der moralische Ruth eine gewisse Rolle bei der Erhaltung der Gesundheit. Es liegt doch etwas Wahres darin, wenn man von manchen thätigen Leuten sagt: sie hätten keine Zeit, krank zu sein. Uebrigens haben sich die Aerzte selbst mit dieser Erscheinung beschäftigt, und ein berühmter Vertreter des Faches veröffentlicht vor rund hundert Jahren in Paris ein Buch über den „Ruth in Krankheiten“, das so gar mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Die Frage sind von dieser Bedeutung so überzeugt, daß sie ihren Kranken gegenüber ihr Verhalten fast immer danach einrichten, ihnen Ruth zu geben oder zu erhalten. Der „Lancet“ erinnert in dieser Hinsicht an ein geistvoll zugespitztes Wort von Campanar, der sagte: „Der Arzt ist ein rechtschaffener Mann, der im Lügen erfahren ist, und Wehe über den, der sich durch diese Phrase verletzt fühlt.“

Was ein Meteorstein enthält.

Die Meteorsteine oder im Allgemeinen Meteorite, fälschlich auch Meteor genannt, bestehen aus häufigsten zum größten Theil aus Eisen, andere wiederum mehr aus feinsten Metallen. Bei der genaueren Untersuchung dieser Himmelskörper hat sich aber eine große Zahl von Stoffen darin vorgefunden. Aus dem Umstand, daß sich unter diesen bisher noch niemals ein auf der Erde selbst nicht vorhandener Stoff gezeigt hat, ist der wichtige Schluss gezogen worden, daß innerhalb des Sonnensystems eine weitgehende, wenn nicht vollkommen stoffliche Gleichförmigkeit herrscht. Derselbe Schluss ist dann durch die Erforschung des Sonnenspektrums bestätigt worden. Wie viele verschiedene Körper und chemische Verbindungen in einem einzigen, dazu noch ziemlich kleinen Meteoriten vorhanden sein können, lehrt eine Untersuchung, die Dr. Eoehart vorgenommen hat und in der Wochenschrift „Science“ veröffentlicht. Der untersuchte Körper war vor einiger Zeit in amerikanischen Staat Georgia niedergefallen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen wird nun in einer Liste mit der Zusammenfassung anderer, theils amerikanischer, theils europäischer Meteorite verglichen. Darnach finden sich darin in wechselnden Mengen folgende Stoffe: Kieselsäure, Tonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd, Calciumoxyd, Natrium, Kalium, Phosphor oder Phosphorsäure, Schwefel, ferner Eisen als reines Metall oder in Verbindung mit Sauerstoff. Die Liste ist übrigens für die Gesamtheit der Meteoriten durchaus nicht vollständig, da in diesen oft auch Gold, Zinn, Platin, enthalten sind.

Nahrungswechsel in Japan.

Die Anhänger des Vegetarismus werden mit Bedauern hören, daß die japanische Regierung große Zuchtanstalten geschaffen hat, um genügend Fleisch zu gewinnen zur Ernährung der Soldaten, die bislang fast ausschließlich Reis und Fisch erhielten. Die neue Maßnahme ist nur ein Glied in der Kette der Bestrebungen, die darauf abzielen, die Körpergröße der japanischen Rasse zu steigern. Die japanischen Ringer, die sich seit jeher mit Fleisch ernährten, gelten im Laude als Hiesen. Früher war die Fleischnahrung in Japan streng verboten, und nur manche blöde Genossen manchmal die fremde Delikatesse. Aber in den letzten 25 Jahren hat sich der Fleischkonsum immer mehr gesteigert und überall sieht man jetzt kleine Fleischläden. Die Aenderung der Ernährungsweise, so berichtet die Nature, macht sich bereits bemerkbar: die Arbeiter, die heute vorwiegend Fleisch essen, sind weniger bleich und zugleich misfälliger wie früher, ebenso die Kulis, deren Körpergröße sich allmählich zu erhöhen hat. Dagegen findet man unter den Handwerklern, die noch heute ausschließlich Pflanzenkost genießen, wie früher auffällig viele kleine Männer. Deren Körpergröße ist einmal 1,55 Meter erreicht.

Ein Bürgermeister als Banknotenfälscher.

Auf Sicilien ist wie schon kurz gemeldet, der Bürgermeister des bei Taormina gelegenen Städtchens Graniti, Signor Diego Cutruccioli verhaftet worden, weil er eines der thätigsten Mitglieder einer weitverbreiteten Bande von Banknotenfälschern war. Seit Monaten waren die Landbewohner durch das Auftauchen von zahllosen falschen 100-Vire-Noten geschädigt worden, aber alle Anstrengungen der Regierung, den Herstellern dieser Fälschungen auf die Spur zu kommen, blieben vergeblich. Es gelang hin und wieder nur, einen Verdächtigen bei der Ausgabe von gefälschten Banknoten zu ertappen. Jedemal aber, wenn ein solcher Verdächtiger hinter Schloß und Riegel gebracht wurde, stellte der Bürgermeister von Graniti dem Verhafteten das beste Keimungszeugnis aus: er ging sogar so weit, bei dem öffentlichen Verhör der Spießgesellen der Banknotenfälscher über die „Sublimität der Polizei“ zu schimpfen und die sofortige Freilassung des Angeklagten zu verlangen. Diese Forderungen, mit dem Bräutigam erdlicher Enttötung vorgetragnen, erregten des Bürgermeisters Cutruccioli schließlich den Argwohn der Polizeibehörde. Die Regierung hatte inzwischen ermittelt, daß die Werkstatt der Banknotenfälscher sich in einer unterirdischen Höhle in der Nähe von Graniti befand und fandte aus Palermo einen Brigadeoffizier und eine Abtheilung Carabinieri auf die Suche nach dieser Höhle aus. Um die Bevölkerung auf eine falsche Spur zu locken und die Anführer der Fälscherbande in Sicherheit zu bringen, wurde das Gerücht ausgebreitet, daß der bekannte sizilianische Brigant Cutruccioli, der jetzt den reichen Gutsherrn Ferrari in Graniti erwidert hatte, seine Weite irgendwo in der Nachbarschaft des Städtchens vergraben habe, ehe er nach Nordamerika geflohen sei. Nach dieser Kunde, so hieß es, sollten die Carabinieri forschen. Die Soldaten untersuchten darauf in tagelanger Arbeit mit Schaufeln und Spaten die ganze Umgegend Granitis. Was die Polizei erwartete hatte, geschah: als die Soldaten mit ihren Nachgrabungen sich der den Behörden bis dahin noch unbekannt Stelle näherten, wo die Höhle der Banknotenfälscher lag, verdrängte ein Mitglied der Stadtwaltung Graniti nach dem andern, und die Mitglieder des Stadtraths, die zurückgelassen wurden von der Polizei, waren gezwungen, die Höhle der Soldaten wurde rasch belohnt. Am Abgang eines Hügels stießen sie auf eine riesige Marmorplatte, die den Eintritt in die Höhle der Fälscher verdeckte. In der Erdhöhle wurde ein ganzes Laboratorium entdeckt, ein Vorrath an Chemikalien und Säuren, eine Druckpresse, Kupferplatten, kurz das gesamte Werkzeug herumschwebend. Von 500,000 Lire in vorzüglich nachgemachten Banknoten wurde fertig zum Gebrauch in der Höhle gefunden. Die Folge dieser überraschenden Entdeckung waren zahlreiche Verhaftungen von bekannten Bürgern Granitis, und einer der ersten, die die Polizei hinter schwebende Gardinen setzte, war der ebenerwähnte Bürgermeister selbst.

Ein Polendenkmal.

Die Polen in Amerika treffen große Vorbereitungen zu einem allgemeinen Nationaltag, der gelegentlich der Enthüllung des Denkmals eines ihrer Kriegshelden stattfinden soll, welches in Washington errichtet werden wird. Es handelt sich um den polnischen General Grafen Raimund Potulski, der am 4. März 1748 in Potosien geboren wurde, sich an dem polnischen Aufstand im Jahre 1768 beteiligte und im Jahre 1777 in amerikanische Dienste trat. Hier bildete er im Freiheitskriege unter dem Namen „Polaskis Legion“ ein eigenes Korps. Er kämpfte in der Schlacht bei Brandywine und vertheidigte im Jahre 1778 Charleston gegen die Briten. Am 11. Oktober 1779 starb er den Heldentod in der Schlacht bei Savannah. Der Kongreß hat reiche Mittel bewilligt, um ihm ein Reiterdenkmal in Washington zu errichten, das seinen Platz an der Pennsylvania Ave. finden wird.

Was die Wälder bergen.

Die gewaltigen Brände, die in den letzten Wochen in den Bergwäldern Virginis und West Virginis wütheten, haben die in diesen Wäldern noch hausenden wilden Thiere noch bewohnteren Gegenden getrieben. So wurde kürzlich von einem Frachtzuge der C. & D.-Bahn in der Nähe von Walcott Falls ein 200 Pfund schwerer Bär überfahren und getödtet. In der Nähe von Vera verfolgte ein Farmer am Waldestrande ein fliehendes Quossum. Dieses letztere schall auf einen Baum, kam aber plötzlich erschreckt wieder herab. Als der Farmer nach der Ursache der Furcht des Thieres forschte, sah er, daß in dem Haß des Baumes ein Panther lauerte, der ihn anknurrte. Er eilte schnell nach seiner Wohnung und holte seine Wälder. Während dessen war das Thier vom Baume herabgekommen und geflohen.

Zaitu.

Die Wronahin des Herrschers von Kheffalen und ihr wackelndes Leben.

Die Frauen haben im Leben Menelik's eine große Rolle gespielt und stets auf ihn einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, mit Ausnahme seiner ersten Gemahlin, der Tochter des Kaisers Theodoros. Diese hat keine guten Tage bei ihm verlebt. Der despotische Gatte war damals wegen seiner galanten Abenteuer bekannt. Eines Tages traf er, wie erzählt wird, eine Kurtsane von seltener Schönheit, Namens Wronah, in die er sich verliebte. Diese Wronah schwang meistens den Kantschell, wurde aber später, als sie gegen den Kaiser conspirirte, verstoßen, um von dem verliebten Menelik bald wieder in Gnade aufgenommen zu werden. La Kreuzte Zaitu seinen Lebenslauf, die zwar aus guter Familie stammte, aber doch schon eine etwas stürmische Jugend hinter sich hatte. Zaitu hatte in jungen Jahren die Aufmerksamkeit des Kaisers Theodoros auf sich gelenkt, der, um den Schein zu wahren, sie einem seiner Anführer als Gemahlin gab, der er indessen einige Zeit nachher entkamen ließ. Nach dem Tode ihres hohen Beschützers heirathete sie den Degiac Tacle-Gorgins, von dem sie sich aber bald scheiden ließ, um einen reichereren und mächtigeren Gatten zu heirathen. Ihr Ehrgeiz veranlaßte sie, wie man behauptet, ihren Gemahl zu einer Revolte gegen den Kaiser Johannes anzuhebeln. Das Unternehmen schlug fehl, der Gatte wurde gefangen genommen und Kaiser Johannes, der wohl die Rolle Zaitus annahm, zwang sie, einen seiner Soldaten zu heirathen, bei dem sie nun das traurige Leben der armen Frauen des Volkes kennen lernte: als Sklavin behandelt mußte sie ihrem Mann auf den langen Märchen zu Fuß folgen und kam im Lager angekommen, das Getreide zwischen zwei Steinen mahlen und dann die Mahlschalen befeuchten.

Einige Zeit darauf finden wir Zaitu wiederum als Gemahlin eines Anführers, den sie aber bald wieder verließ, um mit einem der Offiziere, Menelik's, Befehlsführer, in Begleitung zu treten. Damals steckte sie sich das Ziel, die Gemahlin Menelik's zu werden, dessen erste Gattin, die Tochter des Theodoros, gestorben war. Es hieß nun für sie, Wronah aus dem Felde zu schlagen — eine ziemlich schwierige Sache. Für Befreiung des damaligen Beschützers sorgten Andere. Thatsächlich ließ Menelik nach einiger Zeit diesen Proleten, den Gorgiasma Befehlsführer, verhaften und tödten, und nun entspann sich zwischen den beiden Rivalinnen ein erbitterter Kampf, der mehrere Jahre hindurch dauerte.

Das waren böse Zeiten für Menelik. Zaitu, damals noch jung, war von mittlerem und zartem Wuchs, von fast weißer Gesichtsfarbe, dunklen, sehr ausdrucksvollen Augen; aber sie konnte in Bezug auf Schönheit mit der unvergleichlichen Wronah und deren verführerischer Anmuth nicht rivalisiren. Sie verstand jedoch die hohe Kunst, sich zu beherrschen und zu warten. Vor allen Dingen gelang es ihr, den Aerus auf ihrer Seite zu bringen, und siehe da, eines Tages konnte sie das Ultimatum feststellen: die Scheit. Sie drohte dem König damit, daß sie sich definitiv in ein Kloster zurückziehen würde, da ihr Gewissen als Christin nicht länger ein illegales Verhältnis dulde. Menelik gab nach und Wronah bekam den Laupfaß. Nun heirathete er Zaitu im Jahre 1889. Zwei Tage nach seiner eigenen Krönung, am 5. Nov. 1889, ließ er sie zur Kaiserin von Kheffalen krönen.

Seit dieser Zeit hat die Kaiserin stets einen großen Einfluß auf ihren Gatten ausgeübt. Ihr starker Charakter hat sich noch weiter entwickelt. Es gab kaum eine Staatsangelegenheit, die nicht vorher ihr unterbreitet wurde. Der Kaiser traf seine Bestimmungen, schrieb seine Zeile, ohne sich vorher mit seiner Frau zu besprechen, deren Fähigkeiten er schätzte und deren Charakter er fürchtete. Sie stand den Europäern, besonders den Italienern, feindselig gegenüber und spielte am Hofe des Negus überhaupt eine unheilvolle Rolle, und zwar hauptsächlich mit Unterstützung ihres Bruders und des Aerus. Man sprach öffentlich von einer Partei der Kaiserin. Bieleicht hätte Menelik sich ihrem Einfluß entzogen, wenn Zaitu nicht die Vorhülle gebraucht hätte, sich trauen zu lassen.

In den letzten Jahren ist Zaitu, die die Dienerin und den Champagner sehr liebte, sehr stark geworden. Sie hat ihren besonderen Hofstaat, ihre Zelte, ihre Ehrennamen, ihre Eskorte; unter ihrem direkten Befehl steht ein Armeekorps von 15,000 Mann, das sie im Kriege wie im Frieden mit der Geschicklichkeit eines alten Generals manövriren läßt. Ueberhaupt ist Zaitu sehr eifersüchtig auf ihre königlichen Vorrechte. Sie gestattet nicht, daß neben ihr eine andere Abessinierin in Gold gefasste Juwelen oder farbige Schirme hat, während sie mit den langen gestirnten Königsmantel mit der Löwenagraffe stolz zur Schau trägt.

Léon Bourgeois über Deutschland.

Der französische Sozialpolitiker Edoard Luster hat vor wenigen Tagen im „Nouvel Social“ in Paris einen Vortrag über die Altersversicherung für Arbeiter gehalten, in dem er die deutschen Arbeiterversicherungsgeetze als vorbildlich für Frankreich hinstellte. Luster hat gleich anderen französischen Politikern die Resultate der deutschen Gesetzgebung in Deutschland selbst studirt. Sein ganzer Vortrag war ein großes Loblied. Er schloß mit den Worten: „Das Geld, das für die Durchführung dieser Geetze ausgegeben worden ist, erscheint in tausend Gestalten wieder. Es wird zu Familienglück, Gesundheit und Lebenswürde, es schafft ein starkes, lebenskräftiges Deutschland, das ewig dauern wird.“

Nach Luster, dessen Vortrag großen Beifall fand, ergreift der bekannte Parlamentarier und frühere Ministerpräsident Léon Bourgeois, der Vorsitzende der Versammlung im „Nouvel Social“, das Wort, um dem Vortragenden zu danken. Bourgeois führte unter anderem aus: „Es gehörte ein gewisser Ruth dazu, in Frankreich die Organisationsmacht, die Stärke und Lebenskraft des deutschen Volkes zu prüfen. Herr Luster hat diesen Ruth beiseite, und ich kam ihn nicht warm genug dazu beglückwünschen. Wir sollen und müssen wissen, wie groß und stark die anderen Völker und Länder sind.“

Bourgeois bezeichnete das deutsche Geetz als „Geetz zur Vertheidigung gegen innere Feinde“ und fuhr nach Betonung der Nothwendigkeit eines solchen Geetzes für Frankreich fort: „Deutschland schreite vor den Ausgebe für die Durchführung des Geetzes nicht zurück. Es hat sich dadurch sehr schwere Lasten auferlegt. Aber diese Lasten waren notwendig, unvermeidlich. In Frankreich fehlt es nicht an hochberzogenen Initiativen, am Muth, wohlthatig. Aber das kann nicht genügen. Luster hat deshalb den Marmor ausgegeben.“ Bourgeois schloß mit der Erklärung, daß die Frage der „Arbeiterpensionen“ die Parole für den bevorstehenden Wahlkampf sein müßte. Nach der Altersversicherung sei die Invaliditätsversicherung durchzuführen.

Zahl der Einwanderer verdoppelt.

Das Ellis Islander Barometer zeigt auf Zeiten der Prosperität. Laut den Ziffern, die im dortigen Zentralbureau der transatlantischen Dampfergesellschaften zusammengestellt wurden, sind im jetzt zu Ende gehenden Jahr nahezu doppelt so viele Einwanderer eingetroffen, als im Jahre 1908, und im kommenden Frühjahr wird ein noch weit größerer Zustrom erwartet.

In runden Ziffern traten im Jahre 1909 bis dato 860,000 Zuwanderer ein, 493,000 mehr als im Jahre 1908. In der zweiten Hälfte kamen im laufenden Jahre rund 200,000 Passagiere, 42,000 mehr als im Vorjahr, während die Zahl der Passagiere in der ersten Hälfte 98,000 betrug, 9,000 mehr als im Jahre 1908.

Am meisten hat die Einwanderung aus Oesterreich-Ungarn, aus Italien und aus Griechenland zugenommen. Die Zunahme aus Deutschland ist geringer, doch von den Ankömmlingen aus Oesterreich-Ungarn spricht ein bedeutender Prozentsatz deutsch. Auch die Zahl der deutschsprechenden Einwanderer aus den russischen Distrikten am Schwarzen Meer hat sich beträchtlich gesteigert. Viele Deutsch-Russen sind fast ohne Ausnahme Aderbürger, die in Bäterdens Reich ihre Anwesen verkauft haben und mit Geldmitteln reichlich versehen nach Amerika kommen, um sich im Westen, vornehmlich in den Dakotas, anzusiedeln.

Eine Feuerversicherungsgeschichte.

Ein Amerikaner, der in Deutschland wohnte und sich mit einer ziemlich hohen Summe bei der Gesellschaft gegen Feuer hatte versichern lassen, gewahrte eines Tages bei Durchsicht der Police am Schlusse derselben den Vermerk, daß alle Besitztümer im Hause des Versicherten, welche durch Feuer zugrunde gingen, dem Versicherten nach ihrem Werthe voll ersetzt würden. Der Amerikaner lächelte, setzte sich sofort hin und schrieb an die Gesellschaft, daß er während der letzten Jahre so und so viele Kisten Havannazigarren verbrannt habe. Die Zigarren seien, wie er beweisen könne, durch Feuer vernichtet worden und er beantrage daher, dem Wortlaut der Police gemäß, von der Gesellschaft den entsprechenden Baarersatz dafür. — Glaubte nun der Briefschreiber einen besonders schlauen Kniff ausgeübt zu haben, so war ihm aber der Direktor der Versicherungsgesellschaft entschieden noch über. Er erklärte sich postwendend im Namen seiner Gesellschaft bereit, den betreffenden Feuer Schaden zu bezahlen, machte aber den Antragsteller darauf aufmerksam, daß er ihn wegen vorläufiger Brandstiftung verklagen werde. Der Policeinhaber war von diesem Bescheide so verblüfft, daß er es nie wieder versuchte, die Gesellschaft auf Grund ihrer Statuten herein zu legen.

Ueber Thierquälereien.

Im Zoologischen Garten zu St. Petersburg bringen die Blätter erklärende Berichte, von welchen wir den der „Roth. Wr.“ im Auszuge hier folgen lassen wollen: In einer der Rädle dieser Woche sah der Zoologische Garten besonders finster aus. Sämtliche Angestellte des Gartens schienen in tieferer Thätigkeit zu sein, und ihre Schatten zeigten sich bald hier, bald dort. Plötzlich vernahm man in den Pavillons das Geheul und das Geschrei von Thieren, das die ganze Nacht über anhält. Wie man später erfuhr, hatten die bisherigen Pächter des Gartens die von der Stadt beschlagnahmten Thiere beiseite schaffen lassen. Am Morgen dieser Nacht sah man mit großen Kränen beladene Lastfahrwerke vor den Thoren des Gartens stehen, und aus den Kränen waren herzerregendes Geschrei und dumpfes Geschrei zu vernehmen. Um 7 Uhr Morgens setzte sich die Karawane mit den Kränen in der Richtung nach der Smerinofaja in Bewegung und machte vor dem Hause No. 35 halt, wo man die Kränen in eine kleine Scheune brachte, wo sie wegen Raummangels aufeinandergepakt wurden. Nach vier langen Tagen erschien der Gerichtsvollzieher in dieser Scheune und ordnete den Rücktransport der Kränen nach dem Zoologischen Garten an. Als man die Kränen öffnete, bot sich den Blicken ein entsetzliches Bild. In einer Kiste sah man einen prächtigen Hirsch; da er mit seinem majestätischen Geweih in der Kiste nicht Platz hatte, mußte er den Kopf fechtwärts biegen und in dieser Stellung vier Tage verbringen. Als man das arme Thier aus seinem Gefängniß bereitete, jagte es in großen Sprüngen davon, obwohl es früher äußerst untraulich war. Noch schlimmer war die Lage der anderen Thiere. Viele hatten sich die Zähne gebrochen, andere war die Haut bis auf die Knochen durchgerieben, wieder andere wiesen Wunden an vielen Körperstellen auf. Alle Thiere waren halb verhungert. Das Jebra erwies sich als so schwach, daß es seinen Käfig nicht verlassen konnte; auch die Strauße lagen zusammengespreizt, unbeweglich und vollständig matt in ihrem engen Gefängniß. Ein Bar erwies sich als blind und halb verhungert. Ein Lama ist seit zwei Monaten schwer krank und gleicht einem Skelett. Auch die von dem Jaren gesendete Kamin und die getreite Hyäne sind halb verhungert. Die Vorkämpfer der Thierquälereien wollen die sofortige Einberufung einer Generalversammlung veranlassen und die Ausschließung der bisherigen Pächter des Gartens Baumwaldt und Holz und ihres Verwalters Stanan beantragen.

Wildthätige Königin.

Von der Königin Elena erzählt der römische Korrespondent des „Gaulois“ eine Geschichte, die ein neues Licht auf die Wildthätigkeit der hohen Frau wirft. Vor einigen Tagen erschien eine arme, in Lumpen gehüllte Frau in einem Bureau, wo wohlhabende Damen Kleidungsstücke vertheilen und den Armen auch andere Hilfe zuteil werden lassen. Eine junge, sehr einfach gekleidete Dame nahm die Bettelstrolcherin voller Güte auf und fragte sie mit sanfter Stimme: „Nun, gute Frau, was habt Ihr nötig?“ Die Arme erzählte ihr Unglück: der Mann tobt, zahlreiche Kinder — die alte traurige Geschichte. Bewegt gab die Dame der Unglücklichen 20 Lire, tröstete sie und ließ sich ihre Wohnung zeigen. Am anderen Morgen betrat ein elegant gekleideter Herr das ärmliche Stübchen der Armen und legte ein Bankbillet über 50 Lire auf den wackligen Tisch. Da ist das Geld, womit Ihr Eure Waise bezahlen sollt. Und vor der Zukunft braucht Euch nicht bange zu sein. Die Königin wird sich Eurer annehmen. — „Die Königin“, rief die Frau voller Erstaunen aus, „das war die Königin, die gestern so freundlich mit mir gesprochen und mir die Hand gegeben hat?“ Und entsetzlich fügte sie hinzu: „Aber wie hätte ich denn das wissen sollen? Sie war doch so einfach angezogen!“

Das Stakenauge als Chronometer.

Von einem ungewöhnlichen Hilfsmittel zur Bestimmung der Tageszeit erzählt Ros Loiffers. Bei einer Reise durch das innere China fragte ein Forscher einen jungen Chinesen, ob es noch nicht 12 Uhr Mittags sei. Der Junge guckte zum Himmel empor, aber die Sonne war an diesem Tage durch dicke Wolken verdeckt. Der junge Chineser eilte davon und wenige Augenblicke später kehrt er zurück: im Arme hält er eine Kugel. „Es ist noch nicht Mittag“, meinte er und wies dabei auf die Augen der Kugel, indem er die Wimpern mit den Fingern etwas zurückschob, „überzeugen Sie sich“. In der That sieht sich die Pupille der Kugel immer mehr zusammen, je näher der Mittag kommt; genau um 12 Uhr steht dann die Pupille als ganz feiner dünner Strich senkrecht im Auge. Dann beginnt sich die Pupille wieder zu erweitern und wird immer breiter, je näher der Abend rückt.

Wer gar keine Ueberzeugung hat, wechselt sie am häufigsten.

Lebender Tafelbaum.

Wie aus Paris berichtet wird, ist es dort diesen Winter in den vornehmsten Kreisen zu allgemeiner Sitte geworden, an Stelle des bisherigen, oft so püppigen Blumensträußchen lebende Fische zur Tafelherje zu verwenden. Von Allem sind es die auch bisher schon als „Hausthore“ beliebten Goldfische, die in kunstvoll geschliffenen und gegierten Glasbehältern, meist von lebenden Pflanzen umgeben, auf die Tafeln der eleganten Welt gestellt werden. Durch eine automatische Vorrichtung lassen sich diese Behälter zu kleinen Springbrunnen umwandeln, die unausgesetzt Wasser heraufsprudeln lassen. Diese neue Mode gibt den französischen Schriftstellern Veranlassung, über den Rückgang des künstlerischen Tafelbäumdes Klage zu führen, der mit dem Rückgang der französischen Küche gleichen Schritt halte. Statt der schweigenden und doch so berehenden Blumen, durch welche die Herrin des Hauses nicht nur ihren Geschmack, sondern auch ihre Gefühle und Stimmungen auszudrücken vermochte, und die in stets neuer Anordnung dem Tisch ein so ungemein freundliches Aussehen verliehen, schwimmen jetzt stumpfsinnige und glockige Fische auf dem Tisch herum, die ihm ein neues und fremdartiges, aber kein angenehmes Aussehen verleihen. Wenn ein Pariser Schriftsteller aber glaubt, daß diese moderne französische Sitte an die Lage des alten Rom anknüpfe, wo im mächtigen Bassin die seltensten Seefische herumschwammen und den Gästen durch ihre Schönheit und Größe eine andere Unterhaltung und Anregung boten, als stöhnende Tafel es zu thun vermag, so ist diese Anschauung nicht richtig. Die Sitte, Springbrunnen mit Fischen auf dem Tisch zu haben, ist im Mittelalter bis weit in die Neuzeit von vielen Klöstern gepflegt worden, und noch heute sieht man im Refektorium des uralten oberösterreichischen Benediktinerklosters Kremsmünster vor dem Plage des Abtes einen luftig sprudelnden Springbrunnen, der kein Wasser in ein zierlich ziselirtes Becken ergießt, in das an besonderen Festtagen nach der Erzählung eines Klosterbruders kleine Fische eingeworfen werden.

Billige Zigaretten.

Tabakhändler von Madison, Wis., beklagen sich, daß Studenten der Staatsuniversität das Zigarettengeschäft, welches bisher in der Staatshauptstadt ziemlich einträglich war, jetzt fast vollständig monopolisiren, und den Händlern daher allen Gewinn genommen haben. Mehrere unternehmende Köpfe unter den Studenten sind nämlich auf die Idee gekommen, die Zigaretten direkt im Großhandel von den Fabrikanten zu beziehen und sie dann zu den billigsten Preisen an ihre Mitstudenten zu verkaufen. Bekanntlich sind die studierenden Jünglinge die größten Zigarettenkonsumenten. Jetzt kommen die Studenten fast gar nicht mehr in die Stadt, um sich ihren Bedarf an „Sargnägeln“ zuzulegen, da sie solche direkt im Universitätsbüreau, und noch dazu viel billiger bekommen können. Es ist kein Wunder, daß die Händler aufgebracht sind. Der Zigarettenhandel ist jedoch sozusagen vogelfrei, weil er wie ja allbekannt ist, durch ein Staatsgeetz vollständig verboten ist. Mit diesem Staatsgeetz ist es jedoch besonders in der Staatshauptstadt nie zu ernst genommen worden.

Der typische Amerikaner.

Professor Hobden, der Präsident der Universität Yale, befindet sich, wie er in einem New Yorker Vortrag ausführte, schon seit Jahren auf der Suche nach dem typischen Amerikaner. Bisher habe er ihn bisher noch nicht gefunden, doch sei er zu der Ueberzeugung gelangt, daß der moderne Berliner dem Typus, auf den er Jagd mache, näher stehe, als irgend ein anderer Mensch. Wir haben schon viel von der Amerikanisierung Deutschlands und besonders der deutschen Reichshauptstadt gelesen, meint der „Nils. Herald“, allein das man nach Berlin gehen muß, um den richtigen amerikanischen Typus zu finden, das ist uns doch neu. Wir wissen nicht, welcher Zug des Berliner Charakters dem gelehrten Herrn von Yale besonders amerikanisch erscheint. Offenlich ist es nicht die „Lobdrige Schamane“, die dem Spreewäthener allgemein nachgerühmt wird.

Der Magnet holt.

Vor mehreren Tagen flog Charles Boinstoff von Marion County, Ohio, der gegenwärtig im Zuchthaus in Columbus wegen Nichterföhrung seiner Familie einen einjährigen Straftermin verbüßt, ein Stückchen Stahl in's Auge. Er erhielt sofort ärztlichen Beistand, aber die Schmerzen wurden immer heftiger. Da wurde er nach dem Grant-Hospital in Columbus gebracht, wo es unter Zuhilfenahme eines großen Magneten gelang, das Stahlstückchen, das fast dreiviertel Zoll lang war, aus dem Auge zu ziehen. Obwohl das Stück durch das Auge gedrungen war, ist Öffnung auf dessen Erhaltung vorhanden.

Die immer unsere Bekannten bleiben, kennen uns am wenigsten.